

Ich werde jetzt die Geschichte der lettischen Oma übersetzen. Es ist die Geschichte, wie sie nach Sibirien deportiert wurde, was sie da erlebt hat und nicht nur sie, sondern auch viele andere Letten Esten und Litauer.

Geschrieben 1989 von Erika Krauja

Der Anfang ist wie bei allen.

1941 am 14. Juni, gegen 3 Uhr in der Frühe läutet es an der Türe. Ein Polizist und 2 Soldaten kommen rein. Sie zeigen keine Dokumente; sagen, wir müßten uns auf den Weg machen, denn wir würden verschickt werden.

Zeit: 1 Stunde; mitnehmen kann man, was man tragen kann. Mein Mann und ich sind so verblüfft, daß wir gar nichts fragen. Im Bettchen schläft meine 5 Monate alte Tochter. Wo denn die herkäme, sie wäre nicht auf der Liste, müsse aber auch mit. Jetzt haben wir es einigermaßen begriffen, Ich packe meinen Koffer, vor allem Kindersachen, Bettwäsche, Nachthemden etc. Damals wäre es mir nie in den Sinn gekommen, daß gerade diese Nachthemden mir sehr zu Nutze sein würden - die Russinnen haben sie als Abendkleider gekauft und recht gut dafür bezahlt. Ein Soldat schaut was ich einpacke und sagt : Nehmen Sie warme Kleidung mit und- packen sie Ihre und Ihres Mannes Sachen getrennt. (Es waren also auch Menschen darunter!)

Daheim haben wir keinerlei Nahrungsmittel, nur ein kleines Stückchen Brot.

So mußte ich unterwegs nur von dem leben, was uns ausgeteilt wurde. Bald kommt der Polizist aus dem anderen Zimmer - so als wenn er sich irgendwo erkundigt hätte - und sagt, das Kind könne dableiben. Zufällig ist meine Mutter bei uns, denn in der Frühe hätte ich ins Krankenhaus zur Arbeit müssen; sie ist wie gelähmt und steht nur und schaut. Ich fange an die Koffer wieder umzupacken. Der Polizist und die Soldaten durchsuchen unterdessen das Büfett, den Schrank, den Schreibtisch und stecken allerlei ein. Wir hatten ziemlich viele Silbersachen. Im Schreibtisch interessiert sie besonders ein festes Päckchen - drin sind Gummihandschuhe für Operationen. Wütend werfen sie den für sie nutzlosen Fund in die Ecke.

Der Polizist, der erlaubte, daß das Kind dableibt hieß Opican oder Opic, ich möchte nicht, daß er zusammen mit Noviks und den anderen Verrätern gerichtet wird.

Und so stiegen mein Mann und ich - jeder mit 2 Köfferchen in der Hand in den Lastwagen ein, in dem schon einige Nachbarn sitzen. Am Bahnhof Tornkalns ist der Zug wohl schon voll, wir werden nach Skirotava gebracht und in Viehwaggons verfrachtet. Die hat man etwas umgemodelt: Es sind Stockbetten drin, an einer Wagenwand ist eine Rinne - für die natürlichen Bedürfnisse. Ganz weit oben ist ein kleines Fenster, zu dem jeder rausschauen möchte, um zu sehen was draußen vor sich geht, ob man jemand Bekanntes erkennt, denn es treffen laufend Lastwägen mit Menschenfracht ein. Unsere Türe ist verschlossen, ein Soldat mit Gewehr paßt auf.

Wir sind zusammengepfertcht wie die Heringe - ca. 40 Leute in einem Waggon, Letten, Russen, Juden. Die Verzweiflung ist grenzenlos - was soll das? Weswegen? Wohin?

Am Nachmittag holt man die Männer raus (die alten und ganz jungen nicht) - sie müssen ihre Koffer nehmen - wie gut, daß wir getrennt gepackt hatten - und dann gehen sie, die allermeisten auf Nimmerwiedersehen.

Ich glaube daß unser Zug am nächsten Tag losfuhr - ich weiß das nicht mehr so genau. Manchmal wurde die Türe geöffnet und wir konnten Leute an den Geleisen stehen sehen, es muß noch in der Umgebung von Riga gewesen sein.

Ich schrieb einen Zettel und warf ihn an der Stelle aus dem Fenster, wo ich das Haus meiner Schwiegereltern in Ikskile vermutete. Später erfuhr ich, daß sie meine Nachricht erhalten hatten.

Wie unsere Route war, das weiß ich nicht, jetzt habe doch davon in verschiedenen Berichten gelesen, selbst hatte man keine Ahnung. An manchen Bahnhöfen hielt der Zug, von jedem Waggon wurden einige rausgerufen, die mußten zum Bahnhof Essen holen gehen - eine dünne Suppe in Kübeln, manchmal irgendeinen Brei. Brot bekamen wir ziemlich regelmäßig.

Anfänglich wollte niemand was essen, manche hatten eigene Kost mitgebracht. Das Brot horteten wir in der Waggonmitte. Hielt der Zug an einem Bahnhof, kamen die Einheimischen, und wir tauschten das Brot gegen Eier und Milch. Ich meldete mich zum Essenholen in Tjumen, dort traf ich N.G, von einem anderen Waggon, und wir vereinbarten, zusammenzuhalten so gut es ginge.

Einige Male am Tag durften wir raus zum Piseln, wenn ein Wasser in der Nähe war, konnten wir uns auch waschen. Da sah man dann auch viele Bekannte. An einer Stelle wurde ein totes Baby rausgetragen.

Bald fing der Durchfall an. In die „Bedürfnisrinne“ im Zug konnte nicht jeder reintreffen, manche konnten auch so öffentlich nicht Piseln, obwohl wir eine Decke hatten, die als Abschirmung davorgehalten wurde. Der ganze Waggon stank fürchterlich. Medikamente hatten wir nicht. Die Lage war entsetzlich, aber wer das nicht miterlebt hat, kann das eigentlich gar nicht begreifen.

Wie lange wir fuhren, das weiß ich nicht. Endlich erreichten wir Novosibirsk, wo wir in Schiffe verladen wurden, natürlich gab es da keine Kajüten. Wir fuhren auf dem Ob nordwärts. Manchmal fuhr neben uns auch ein Kahn, oft mit Männern beladen, manchmal sahen wir sogar Bekannte. Admiral Spade sei da auch gewesen, das habe ich vor kurzem erfahren.

Einmal kam es zu einer Geburt. In der medizinischen Kajüte, unter den denkbar unsterilsten Umständen half ich bei der Geburt eines Mädchens. Die Geburt verlief normal, die Nabelschnur band ich mit einem mehrfach zusammengelegten Bindfaden ab. Das Neugeborene wuschen wir im Abwasser. An der nächsten Anlegestelle, ich glaube, es war Parabela wurden Mutter und Kind ins

Krankenhaus gebracht. Später hörte ich daß es beiden gut gehe. Die Mutter war aus Incukalns. Wie gerne hätte ich das Mädchen gesehen!

Die Fahrt auf dem Ob dauerte 5 Tage. Unterwegs wurde an den Anlegestellen jeweils ein Waggon ausgeladen. Bemerkte ich noch, daß Karlis Riekstins eine Sonderstellung einnahm, er durfte aufs Deck - denn er hatte ein Akkordeon mit.

So kamen wir dann nach KARGASOK; im Bezirk Tomsk. Da wurde sortiert: wer russisch konnte oder einen brauchbaren Beruf hatte, blieb dort, die übrigen, auch ich, denn ich konnte kein russisch, kamen auf ein kleineres Schiff, wir fuhren den Fluß Vasjugana aufwärts, wieder wurden Gruppen - wie gekaufte Sklaven - unterwegs ausgeladen.

Zu Essen hatten wir nichts, der Dreck war fürchterlich und die Mücken fraßen uns fast auf. Nach einem Tag war auch ich „am Ziel“ dem Dorf Tjukalinka. Wir waren nicht mehr der ursprüngliche Bestand vom Waggon, etwa 30 Leute.

Das Dorf bestand seit 1937, da wurden die sogenannten Kulaken von Krasnojarsk deportiert, damals ein ödes Land, mit überhaupt nichts, nur Wald. Allmählich hatten die Leute sich dann was aufgebaut. Sie empfingen uns mit geteilten Meinungen: Die Einen sagten „ihr habt es gut, kommt schon an einen eingerichteten Platz“, die anderen bedauerten uns, erinnerten sich an ihre Anfänge, wie schwer es gewesen sei.

Das Dorf - mitten im Wald, der einzige Verkehrsweg - der Fluß Vasjugana im Sommer mit Booten, im Winter mit Schlitten. Nutztiere konnte man nicht halten, es gibt keine Weiden, kein Futter. Im Wald sind Bären und Wölfe. Manche hatten doch einige Schafe, die wurden im Sommer auf eine Insel gebracht, aber manchmal schwamm auch ein Wolf hinüber. Ein paar Kühe gab es dann auch noch. Der Boden war karg, zum Düngen war nichts da. Im Kolchos waren einige Pferde. Mal brach eines das Bein, dann konnten wir Fleisch kaufen, man konnte es sogar ganz gut essen. Die Kolchosbewohner waren gute Jäger, wir tauschten von unseren Sachen Wild ein. Das Erlegte und die Fische wurden an die Genossenschaft abgegeben, dafür gab es dann Zucker und Mehl.

Einige der Unseren wurden von den Bauern aufgenommen, manche kauften sich dann die Badestuben (SAUNA wäre zu vornehm ausgedrückt) und wohnten drin.

Zusammen mit 10 anderen bekam ich Unterkunft in einer ehemaligen Schule. Schüler oder Lehrer gab es nicht. Es war ein Zimmer, eine kleine Küche und ein kleiner Nebenraum. In den 4 Ecken richteten sich die Familien ein. Man schlief auf dem Boden. Ich schlief auf einem langen Tisch, wenn alle im Bett waren, denn tagsüber wurde er ja gebraucht.

Es muß Mitte Juli gewesen sein. Es war furchtbar heiß. Die Mücken stachen erbarmungslos. Zur Arbeit mußten wir noch nicht. Brot gab's 300 g. Der Hunger war groß. Wir begannen unsere Kleider zu verkaufen, für ein Bettlaken bekam man einen Krautkopf, aber wieviele Laken hatten wir denn? Unweit unseres Dorfes gab es noch andere, da waren keine Letten. Wir beschlossen dort zu handeln. Eigentlich durften wir unseren Wohnort nicht verlassen, aber dann bekamen wir doch die Erlaubnis eine Person loszuschicken, wir wählten N.G. aus, denn sie konnte russisch und war sehr umsichtig.

Unser Fortbewegungsmittel war ein „Oblasok“, etwas ähnliches wie ein Kanu. Wir lernten alle rudern, und ich denke, wir konnten alle recht flott auf dem Krilatska-Kanal rudern.

Im Herbst wurde Frau Bulan krank. Sie wurde ins Krankenhaus nach Kargasok gebracht. Wir gaben ihr mit was wir konnten. Im Winter ging Nora mit dem Schlitten los, bald war das Mitgebrachte umgetauscht, mein Nachthemd zierte eine hohe Dame als Ballkleid.

Von Anfang an hielten Nora und ich zusammen. Ihre Schwiegermutter und ihr Bübchen Karlis, beide starben bald; die Mutter wurde krank und das Kind vergiftete sich an einem knoblauchähnlichem Gewächs (Kolba). Nora hatte ein Medikamentenköffchen, und ich hatte das Wissen, wir „gründeten“ ein Kooperativ, wie man heute sagen würde.

Viele litten an verschiedenen Krankheiten, im Sommer war es Durchfall; die Frauen hatten Schmerzen von der schweren Arbeit. Wir besuchten die Kranken jeweils zu den Essenszeiten, so bekamen wir auch was ab und manchmal sogar was mit. Oft mußte ich einfach was riskieren. Die Frau des Kolchosvorsitzenden hatte sich beim Putzen eine Nadel in die Hand gestoßen. Ich schnitt einfach drauf los - hatte Glück, erwischte die Nadel und die Hand verheilte auch ohne Probleme. Es war ja nichts steril, etwas Alkohol und Jod hatten wir manchmal. Das wichtigste Medikament war MARGANCOVKA; von oben und unten, war ein prima Mittel gegen Durchfall.

Bald mußten wir auch im Kolchos arbeiten gehen - Erntearbeiten verschiedener Art. Wir waren mit Russen zusammen, Männern und Frauen, von denen lernte ich dann langsam russisch. Das meistgebrauchteste Wort war ein anstößiger Fluch, und ich muß gestehen - mit dem bedachte ich manchen Vorstand und brachte ihn zum Schweigen. Ich lernte aber auch die „richtige“ Sprache, brauchte dazu weder 3 noch 5 Jahre, was einem normalen Menschen wohl einleuchtet.

Im August zogen Nora und ich zu einer russischen Familie, in ein separates Zimmer. Ich bekam Durchfall. Alle 10 - 15 Minuten mußte ich hinters Haus, mit Schaufel und Margancovka! In dieser Zeit hat mir Nora sehr beigegeben, hat für mich sogar Kartoffel geklaut.

Wir Letten mußten dann in die Preiselbeeren, ich konnte dann auch schon mit. In der Frühe wurden wir mit dem Boot zum Wald gebracht - abends wieder zurück. Die Beeren mußten wir im Laden abgeben, dann bekamen wir mehr Brot. Weil ich noch recht schwach war, sorgte ich fürs Mittagessen, schaute nach den Fischernetzen, nach den Kartoffeln - und die Suppe war prima! Die Beerenleser gaben mir dafür etwas Beeren zum Abgeben.

Später fuhren wir mit den Booten zum Holzschälern. Die Rinde mußten wir bündeln und im Laden abgeben, da wurde sie dann gewogen. Am Anfang bemühten wir uns um trockene Rinde, später jedoch taten wir in die Mitte alte und schwerere - man erwischte uns nicht. Im Laden nahm man auch Pilze, egal ob wurmig oder alt.

Dann das Dreschen etwa 5 - 6 km vom Dorf. Es lohnte sich nicht heimzugehen, weil es in der Frühe bald losging.

Es wurde schon kalt. In der Nacht buddelten wir uns ins Stroh, am Morgen mußte man kämpfen um aus dem steifgefrorenen Lager rauszukommen. Abends aßen wir die frischen Körner - der Hunger war gestillt - aber anderntags kamen die Körner genauso wieder raus!

Den ersten 18. November (lett. Nationalfeiertag) gedachten wir zusammen mit Polen, die etwas früher hier eingetroffen waren. Auf dem Tisch war Auerhahnbraten und Kartoffel, jeder hatte was beigetragen. Wir sangen die Hymne und alle weinten, auch die Polen. Später feierten wir genauso den polnischen Nationalfeiertag mit. Nachrichten bekamen wir keine. Post kam einmal die Woche, Gebietsnachrichten auch.

Im Winter droschen wir Leinen. Manche fällten Holz. Die Brotration war 500g. Wir hatten Hunger. Nora brachte mir das Rauchen bei - Machorka auf nüchternem Magen - es wird einem kotzübel und man denkt nicht mehr ans Essen. Im Herbst kochten wir Suppe aus Ackermelde, Brennesseln und Johannisbeerblättern, aber wir waren viele und dieses Unkraut reichte nicht einmal. Manchmal durften wir das Mehl zum Laden rudern. Da popelten wir dann ein Sackende auf und drückten etwas Mehl raus, nicht viel, weil wir nicht erwisch werden wollten. Im Winter war die Hauptarbeit die Holzbeschaffung. Wir stapften weit in die Taiga, die Tage waren kurz und es war kalt, aber das Brot mußte verdient werden.

Im ersten Jahr starb Frau Druva. Der Boden war gefroren. Wir begruben sie in einem sehr flachen Grab, die Beerdigung war wie es sich gehört, mit Gottes Wort, das ich aus der Bibel las.

Im Frühjahr versuchte jeder an ein Fleckchen Erde zu kommen, um Kartoffel zu pflanzen, aber wenn man auch eines ergatterte, war es schwierig, den Boden zu bestellen, wir waren so schwach, es war kein Dünger da. Manchmal gelang es, einen Kuhfladen zusammenzukratzen und in seinen Boden zu verarbeiten. Es wuchs trotzdem nichts Rechtes.

Ab und zu kamen Aufseher oder Kontrolleure. Mal suchten sie Freiwillige für die Säuberung der Ufer am Vasjugana Fluß, es sollte ein Weg zum Gebietszentrum gebaut werden. 4 Frauen meldeten sich, Nora, Emilija Garsevica, Vallija Briezkalne und ich. Dafür bekamen wir einmal in der Woche ½ l Buttermilch, Gurken und - das weiß ich nicht mehr so genau - wohl auch etwas mehr Brot.

Wir mußten alle Büsche entfernen und die Bäume fällen, die im Weg standen, mitsamt der Wurzel. Die Büsche - kein Problem, aber die Bäume hatten lange senkrechte Wurzeln. Um die wurde ein Graben ausgehoben, so tief, daß ein Mensch drin stehen und die Wurzel absägen konnte. Dazu brauchten wir mehrere Tage. Das Wetter war fürchterlich heiß, die Mücken fielen in Scharen über uns her. Mein Gesicht war so geschwollen, daß sich die Brille nicht mehr darauf hielt. Die Arbeit war 5 km vom Dorf. Am Abend wollte man ins Bett und sonst gar nichts - aber die Mücken ließen einem keine Ruhe. In alten Schüsseln taten wir Gras, zündeten es an, es gab scharfen Rauch, selber konnte man kaum atmen, aber auch die Mücken verschwanden.

Diese völlig unnütze Arbeit dauerte etwa 1 Monat.

Es ist nun schon 1942. Die Dorfbewohner leiden meistens am Durchfall, den ich immer noch mit Margancovka behandle. Im Frühjahr bekommt die Ladeninhaberin ein Kind. Bei der Geburt ist eine Frau aus dem Kolchos da, alles geht gut. Am nächsten Tag bekommt die Wöchnerin Nachwehen, was ja ganz normal ist und die am nächsten Tag wieder weg sein werden - es herrscht Aufregung - sie kommen zu mir, ich sage nichts weiter, gebe ihr eine Placebo - Injektion, was wir halt noch hatten - und sage dann, daß morgen allea vorbei sein wird. So ist es dann auch und Nora und ich bekommen einen ganzen Laib Brot!!

Im Herbst, während eines Spazierganges sehen wir ein wunderschönes Feld mit Erbsen und Kartoffeln. Das juckt! Eines Tages schleichen Vallija und ich uns dorthin und lassen etwas mitgehen - ich hatte 13 Kartoffel und einige Erbsen. Wir werden vom Kolchosvorsitzendem Volohin erwischt. Er übergibt mich dem Gericht - aber nur mich. Die Verhandlung ist in Robocije, das ist 30 km von uns. Die fragen mich was, das verstehe ich nicht und kann auch nicht antworten - es hätte außerdem auch keinen Zweck gehabt - ich werde zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Es ist der 24.12.42. Von Robocije komme ich zu Fuß nach Hause. Warum wurde Vallija nicht verurteilt?? An diesem HI. Abend sind wir alle still und geschockt.

Ich mußte nun ins Gefängnis, aber das ist mehr als 100 km, im Bezirkszentrum, und es gibt keinen Begleiter. Erst am 7.1.43 ist es soweit. Der Begleiter fährt mit einem Fuhrwerk, ich muß gehen. Alle begleiten mich mit Trauer, ich selber habe das Gefühl, ich sei aus einer Befestigung ausgebrochen. Der Weg im Winter geht nur über den zugefrorenen Fluß. Der Begleiter muß sehr langsam fahren, denn ich kann schlecht laufen, meine Knie sind geschwollen und schmerzen; als wir hinter der ersten Biegung sind, nimmt er mich mit aufs Fuhrwerk und da bleibe ich dann auch. Am Tag schaffen wir 30 km, genächtigt wird in verschiedenen Dörfern, da finde ich meist Letten, bei denen ich bleiben darf. Sie nehmen mich sehr freundlich auf, teilen mit mir ihre karge Mahlzeit.

In einem Dorf bekomme ich arge Zahnschmerzen, da ist eine lettische Jüdin, Zahnärztin, sie zieht mir den Zahn. Die letzte Nacht verbringe ich bei Familie Ulmanis, (sie wohnen jetzt in Sigulda) ich weiß, das ist meine letzte „normale“ Nacht.

Das Gefängnis in Kargasok.

Vor der Einlieferung in die Zelle wird man genau untersucht. Sie wollen mir auch die Brille wegnehmen, ich sträube mich gewaltig und verlange den Vorsteher. Zum Glück hat er auch eine Brille, versteht mich und ich darf die Brille behalten.

In der Zelle hocken alle - etwa 10 - auf ihren Bündeln, in der Nacht nimmt man es als Kopfkissen. Berits am ersten Tag haben die Lette in Karkasok von mir erfahren. Sie schicken mir Brot und Quark. Draußen hat es -30°. Es wird ein Transport nach Kolpaschew zusammengestellt, von dort soll es dann im Frühjahr mit dem Schiff weitergehen.

Mitte Januar ist es dann soweit. Meine Landsleute, vor allem Irma Ziemelis, die meine Nachbarin in Riga und auch im Zug war, versorgen mich mit wattierten Handschuhen, Mütze, Socken. Von Nora habe ich einen Overall, drüber ein leichtes Herbstmäntelchen.

Wir sind an die 30 Leute, junge und alte. Die Sachen werden im Schlitten transportiert. Bis Kolpaschew waren es 100 km, wir gingen 3 Tage, schliefen in irgendwelchen Schulen auf dem Boden. Die meisten hatten erfrorene Füße und Gesichter. Da haben die Begleiter sich erinnert, daß ich Ärztin bin - ich soll helfen. Ich bin zusammen mit einer Rumänin, sie hetzt mich, ich solle erst fragen, was ich dafür bekäme. Ich schaue mir an was da so alles ist, aber helfen kann ich nicht, das sage ich auch. Nun sagen sie, daß wir zur Apotheke fahren würden - jetzt frage ich doch, was ich dafür bekäme, denn schließlich sei ich müde, und das könne man nicht so einfach verlangen. Sie versprechen mir Brot. Gut. Wir bekommen Medikamente und ich kümmere mich um die Kranken. Ich bekomme tatsächlich eine Extraration Brot, die wir dann alle brüderlich teilen. Ich selbst habe mir nur die Nase erfroren.

In Kolpaschew komme ich in eine große Zelle, ohne Betten. Dort sind sehr vielerlei „Verbrecher“ - die meisten Diebe (wie ich) - aber auch Spezialisten. Die Delikte sind: Ausleeren von Fischnetzen, Auflesen von Ähren in abgeernteten Feldern, Mitnehmen von Kartoffeln. Es sind da auch Diebinnen, die schon öfters dagewesen sind und die haben das Sagen. Manche sind Verkäuferinnen, die Staatseigentum verschwendet haben, zwei sind Politische. Eine ist schwanger, ihre Kleider passen nicht mehr, ich habe eine weite Schürze und wir tauschen die Kleidung.

Die Tagesordnung: Frühmorgens das Ausleeren der Nachtkübel, Gang zur Toilette, waschen. Dabei werden die Wände genau betrachtet, ob nicht jemand eine Nachricht aufgeschrieben hat. Dann darf man was arbeiten. Ich bin mehrere Male zum Holzfahren gegangen, weil ich einfach Bewegung wollte. Wir gingen auf dem zugefrorenen Fluß zu einer Insel, auf der Bäume gefällt waren, etwa 3m lang. Die mußte man auf den Schlitten laden, sich davorspannen und zum Gefängnis ziehen, andere schoben von hinten an. Der Frost war immer noch - 30 °, wie es dort im Winter üblich ist. Der Lohn war abends ein dünnes Süppchen. Meine medizinischen Kenntnisse waren nicht erforderlich, sie hatten selber Ärzte.

Es wurde Mai, das Eis taute, die Schiffe begannen zu fahren und es nahte unsere Weiterbeförderung. Das Schiff hieß Karl Marx. In der Frühe wurden wir zu viert gerufen, wir bekamen Angst, aber es stellte sich raus, daß wir eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe bekamen: Brot aufs Schiff zu bringen. Dabei aßen wir uns satt!

Auf dem Schiff waren wir viele. Wir bekamen zu essen, mußten nichts tun. Nachts beobachtete ich die professionellen Diebe, wie geschickt sie die Schlafenden bestahlen. Ich verriet aber nichts, denn dann hätte ich nur selber zu leiden gehabt, das wußte ich genau. Gegen Ende Mai gelangten wir nach Nowosibirsk.

Wir wurden „sortiert“, ich kam nach Krivoschcokow, in das 2. Lager, das war eines mit medizinischer Tendenz, dort waren 5 Abteilungen und eine Erholungszone. Nach der üblichen Säuberungsaktion kam ich auf Station 2, dort arbeitete ein Dr. Spicins, ein unangenehmer, in sich verschlossener Mann, auch ein Sträfling. Er empfing mich sehr reserviert und dachte gar nicht daran, mir was zu erklären. Ich konnte fast gar nicht russisch schreiben oder lesen.

In der Station waren an die 50 Kranken, therapeutische und einige mit Tb.

Zum Glück arbeitete auf der Nebenstation ein alter Litauer, Naglus, der auch lettisch konnte, und mir sehr viel geholfen hat.

In den anderen Abteilungen arbeiteten die Ärzte Segijenko, Vapne, Lifschic, alle hatten den Paragraph 58. Wir kamen gut aus. L. war hier wegen böswilliger Ausbreitung von Masern!! Er war aus Leningrad. Er bekam Päckchen von Zuhause und bei ihm feierten wir immer das jüdische Osterfest. Zusammen feierten wir auch den Jahreswechsel, jeder sparte sich was ab, und es gab sogar Alkohol.

Allmählich lernte ich die russische Schrift - brauchte dazu weder 3 noch 5 Jahre - sprechen konnte ich schon recht gut.

In den Krankengeschichten gebrauchte ich viele lateinische Ausdrücke, was den Arbeitsüberwachern große Schwierigkeiten bereitete, da sie überhaupt kein Latein konnten.

Nacheinander hatten wir Dienst. Dabei mußten wir auch die Brotverteilung überwachen, und da fiel dann auch für uns was ab. Auch in der Küche, beim Probieren konnte man sich was zugute führen. Das Essen war nichts Besonderes, aber manchmal tauchte doch eine amerikanische Konserve auf oder was Gutes. Kein Vergleich zum Gefängnisessen!

Von den Kranken starben viele, die wurden in der Nacht rausgefahren, es war grausig, wie man sie wie Holzklötze auf den Schlitten lud. Da mußte ich oft an meinen Mann denken. Viel Medikamente gab es nicht, vor allem nicht die Speziellen. Dr. Spicins wurde bald versetzt, ich blieb allein, was mir gefiel, denn er regte mich auf, er war ein böser Mensch.

Die Kranken waren ein buntes Durcheinander von Nationalitäten: die meisten Russen, Deutsche, Litauer, Letten. Alle waren ausgemergelt, Haut und Knochen, und hatten auch noch andere Krankheiten: Lungenentzündung, Diabetes, Rheuma, Hepatitis, die meisten allerdings hatten Tb. Die meisten starben, wenn sie dazu noch Durchfall bekamen.

Ich hatte ein kleines Zimmer, dort selbst auf der Station, das gleichzeitig auch der Ambulanzraum war. Ich war froh, allein zu sein, die Arbeit war nicht die schwerste, zu Essen gab es auch, so daß ich in dieser Gefängniszeit bestimmt besser lebte als die, die im Kolchos geblieben waren.

An den Nationalfeiertagen wurden alle „Politischen“ isoliert, und ich, als „Diebin“ mußte arbeiten. Einige Male im Jahr tauchte eine Kommission auf, die nach den Kranken schaute und einen Akt über eventuelle Entlassung zusammenstellte, das nannte man „aktieren“. Das war eine hoffnungsvolle Zeit, aber ein erfolgreiches Resultat gab es selten, denn „aktiert“ wurden ja nur die Schwerstkranken. Viele versuchten zu simulieren und da half ich was ich konnte. Einem Herzkranken, zum Beispiel, ließ ich

soviel Wasser trinken, daß er während der Begutachtung wie ein Ball aufgeschwemmt war. Es gelang. Nach mehreren Jahren traf ich ihn wieder, es war mir eine Genugtuung.

Unter den echten Verbrechern gab es bestimmte Clique. Ich denke, sowas gibt es auch unter normalen Umständen. Einer ist der Anführer, dem sich die anderen unterordnen müssen. Ich gehörte ja auch dazu und sie respektierten mich. Eines Nachts hatte man mir Seife und Tabak gestohlen. Ich sagte es dem Anführer, nach einer halben Stunde war der Schuldige gefunden, die Seife bekam ich wieder, der Tabak war ausgeraucht, der Schuldige bekam Hiebe. An einem sehr kalten Tag hatte unsere Station ihren Saunetag. Diese war weit weg und zum Anziehen hatte man nur Lumpenpantoffel. Die Kranken weigerten sich zu gehen. Mein Vorsteher ließ mich zusammen, was das für eine Disziplin sei, ich sagte es dem Anführer und nach 10 Minuten gingen alle brav zur Sauna.

Wenn die sanitäre Kontrolle kam, hatten wir alle Angst, denn die sanitären Umstände waren unter aller Kritik. Die Strafe aber hätte ich bekommen. Besonders fürchterlich war eine Tb Station. Denen sagte ich meine Befürchtung. Sie versprachen mir zu helfen. Als die anderen Zimmer besichtigt waren, öffnete die Kommission die Türe zu dieser bewußten - sogar mir wurde es da unheimlich: die Kranken lagen kreuz und quer in den Betten, hatten die Gesichter verdreht, keuchten und spuckten, husteten und schrien fürchterlich. Die Kommission schloß sofort die Türe - ich war gerettet. Als wir weg waren, erscholl lautes Gelächter. Überhaupt - waren es denn Tb Kranke? Wenn sie eingewiesen wurden, kam der Anführer zu mir und sagte: schau dieser und jener haben Tbc, im Auswurf werden Bazillen sein, wenn man kontrollieren wird, auch wenn sie zum Röntgen müssen, wird alles in Ordnung sein. Augenscheinlich sollten sie eine Weile in der Krankenstation sein, und so wurde alles organisiert, es klappte auch immer.

Über dieses Lager könnte ich weit und breit erzählen. Es wurde gerauft, gestohlen und das nicht wenig. Diebe wurden vom Anführer selbst bestraft, die Schläger kamen in den Karzer. Einmal kam der Anführer zu mir und sagte, daß ein bestimmter nun Blut spucken würde. Sie riefen mich in den Karzer, der Betreffende hustete fürchterlich und spuckte Blut. Ich wußte, daß er sich in die Zunge und Wangen biß, aber Blut bleibt Blut, er durfte wieder zurück auf die Krankenstation.

Und nun war der 24. 12. 1944 da, das Ende meiner Strafe. Etwa 10 wurden entlassen, nach Nowosibirsk gebracht zur 179. Abteilung, die heißt jetzt Sibseltas. Wir übernachteten in einem leeren Raum und am nächsten Tag bekommen wir unsere Dokumente. Ich traue meinen Augen kaum - ich bekomme einen Antrag für einen Paß! Ich renne zum Fotograf. Jetzt habe ich einen Paß, in dem kein Vermerk über die Verschickung ist! Das ist die sture Arbeit der Beamten - es interessiert niemanden, was vorher war.

Jetzt werde ich wieder ins Krankenhaus beordert, in dieser 179. Abteilung.

Die Chefarztin, Anna Ivanovna Benivolenskaja (kam nach einigen Jahren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben) nimmt mich als Lungenärztin auf, nachdem ich versichert habe, Kenntnisse darin zu haben. Es war halt auch gerade Bedarf an Lungenärzten. Ich hätte ja bei jeder Spezialität gesagt, daß ich was davon verstünde, obwohl ich von allem gleichviel - oder -wenig wußte, hatte ich doch erst die Fakultät beendet, noch nicht mal alle Staatsexamina abgelegt und nur kurz im Krankenhaus in Irlava gearbeitet.

Später wurde mir das Nachtsanatorium anvertraut, wo ich ein schönes, kleines Zimmer hatte und freie Kost.

Es war noch Krieg, und keine Rede vom Heimkehren, aber man mußte auch nicht jeden Monat zum Registrieren, wie im Kolchos.

Ich galt hier nicht als Deportierte. 1945 schickte man mich zu einem Spezialisierungskurs nach Nowosibirsk. Dorthin war das Leningrader Tbc Institut evakuiert worden, mit sehr guten Fachkräften, die nun auch meine Lehrer waren. Parallel zur Poliklinik und dem Nachtsanatorium arbeitete ich noch in Nowosibirsk, in der 11. Tb. Klinik.

Die Kollegen waren sehr freundlich zu mir und schätzten meine Lateinkenntnisse. War auch im Labor und beim Röntgen. Es gab viel Arbeit, Geld auch, aber man konnte nichts rechtes kaufen.

Die Feiertage bedachten wir mit Sekt und einem lachsähnlichem Fisch, obwohl uns viel besser ein Schnitzel mit Kraut geschmeckt hätte.

In der Poliklinik arbeitete noch eine Lettin Milda Liepina aus Salacgriva, in einer Fabrik in der Nähe war Vera Neimane, die uns öfters besuchte.

Viele Pflegerinnen waren Deutsche aus Saratow.

1945 mußte ich in das sogenannte deutsche Lager, wo die Deutschen aus Saratow isoliert waren. Sie wurden am Morgen mit Lastautos zur Arbeit gebracht und abends wieder zurück. Ich behandelte die ambulanten Kranken, wenn nötig, mußte ich sie Krankschreiben.

Um nicht hin und herlaufen zu müssen, (das Lager war 2 km von meinem Wohnort), bekam ich ein kleines Zimmer in einer Baracke. Dort war es eiskalt, das Waschwasser im Krug war in der Frühe gefroren, um das Heizmaterial sollte ich mich selber kümmern. Die Deutschen brachten ab und zu einen Scheit.

Es gelang mir dann, für 100 g Alkohol einen Chauffeur „zu kaufen“, der fuhr mich dann in meine Wohnung und wieder her.

Die Deutschen wohnten in 6 Baracken, es gab dort noch ein Administrationsgebäude und ein Lager. In jeder Baracke waren einige Öfen, auf denen man auch kochte. Bei warmem Wetter wurde draußen von Steinen etwas Ofenähnliches gebaut.

Abends durften die umliegenden Bewohner ins Lager, die brachten vom Kolchos was zum Essen mit zum Verkauf. Die Deutschen arbeiteten in einem Kombinat, das irgendwelche Kriegsmaterialien herstellte. Beim Rausgehen wurden sie immer kontrolliert. Fast alle waren sehr abgemagert, die meisten auch krank. Viele hätte ich krankgeschrieben, durfte es aber nicht - solange sie sich noch bewegen konnten, mußten sie arbeiten.

Mir drängte sich da der Vergleich mit dem Gefängnis auf - die Verbrecher hatten es da viel besser.

9. 5. 1945. Überall im Radio wird vom Kriegsende gemeldet. Die Lokomotiven pfeifen, die Fabrikschlote blasen. Ich bin im Lager, die Deutschen waren schon zur Arbeit gegangen, aber bald kommen sie wieder, diesmal hat niemand kontrolliert und fast ein jeder hat irgendein Gefäß mit technischem Alkohol dabei. Abends geht's dann los - der Alkohol wird in Blechbecher gegossen und angezündet. Solange die Flamme gelb ist, muß sie brennen, sobald sie bläulich wird löscht man mit dem Ärmel der Jacke. Ich muß aufpassen. Ich gehe durch die Baracken, überall stinkt es nach Spiritus, mir wird auch angeboten, trinke ein wenig - darf mich nicht ausschließen. Die Stimmung ist hervorragend, es gibt auch keine Exzesse.

Das Lager wurde dann auch bald liquidiert, zur Arbeit ging man. Meine Arbeit dort war dann auch zu Ende, die Deutschen suchten sich Wohnungen in der Nähe. An diesem 9.5. kostete eine Flasche Schnaps 500 Rubel.

Im Herbst schrieb ich den ersten Brief an den Gulag, bat um Nachricht über meinen Mann. Ich schrieb auch an andere, wir hatten rausbekommen, wo noch Letten waren und nahmen Kontakt auf. Nach einem halben Jahr bekam ich Nachricht, daß mein Mann ins Gefängnis nach Solikamsk gekommen sei. Andere Nachricht bekam ich keine, außer der Sterbebescheinigung 1957, darauf stand, er sei an einem Gehirnschlag gestorben, am 8.9.1944. So. Nichts weiter.

1991 im März wurde mir von der lettischen Prokuratur mitgeteilt, mein Mann sei 1942 erschossen worden wegen Mitgliedschaft an eine revolutionären Gruppe. Jetzt ist er rehabilitiert!!

1946 treffen wir zufällig Letten - waren in der deutschen Armee und kamen in Gefangenschaft, waren in verschiedenen Lagern, sollten nach Lettland und fanden sich in Nowosibirsk! Wir feiern zusammen Johanni mit Sekt und einer gebratenen Gans. Schön, nicht wahr?

Im Herbst finde ich in Nowosibirsk einen lettischen Beamten, sowas wie einen Bevollmächtigten. Er weiß von mir nichts. Ich sage, ich hätte einen Paß und möchte nach Hause fahren. Er sagt er möchte auch heim, sei ein Tischler aus Liepaja, aber noch ginge es nicht. Er registriert mich nicht, und ich kläre ihn auch nicht über mich auf. Sagt noch „ich lasse sie in Ruhe, lassen sie mich auch.“ So lebe und arbeite ich weiter.

In Riga ist meine kleine Tochter mit meinen Eltern geblieben - was ist aus ihnen geworden? Ich schreibe ihnen und anderen Bekannten. Ein Brief kommt zurück - daß solche Leute dort nicht wohnen. Wie genau doch die Post arbeitete - der Brief kam genau wieder her.

1947 suche ich wieder meinen „Freund, den Tischler“ auf. Er wundert sich, daß ich nicht illegal weggefahren sei! Warum illegal? Ich habe doch einen Paß und der Krieg ist aus. Mir wäre ein solcher Gedanke gar nicht gekommen, daß ich einfach wegfahren könnte, so verschreckt waren wir. Er sagt, ich solle es doch versuchen, gibt mir auch irgendwelche Papiere.

Und ich fahre!

Am 16. 6. 1947 komme ich in Riga an.

In der Nähe vom Bahnhof, Marijas iela 8 wohnt noch das Hausmeisterehepaar meiner Eltern Minna und Teodors Skaistkalni. Sie sind wie erschlagen! Ich registriere mich dort, suche Arbeit und die Möglichkeit, die fehlenden Examina abzulegen. Mein Studienbuch habe ich noch, es war die ganze Zeit bei mir. Arbeit bekomme ich im Tb Krankenhaus in der Dunties Straße, mein Chef ist DR. Rudovs.

Fast zur gleichen Zeit ist auch Alexander Neibergs zurückgekehrt, ein Studienkollege. Mit ihm zusammen lege ich im Frühjahr 1948 das Staatsexamen ab und wir bekommen unsere Diplome, dabei haben wir beide schon viele Jahre als Ärzte gearbeitet. Ich werde in den Bezirk Jelgava geschickt, als oberster Sanitärinspektor. Am 1.9.1948 werde ich Chefärztin im Sanatorium Lielberze.

Vom September 1949 bis Juli 1950 bin ich in Moskau bei einer Fortbildung für Führungskräfte im Gesundheitsbereich. Nach der Rückkehr vertrete ich im Kindersanatorium in Incukalns die leitende Ärztin.

Im August bin ich wieder in Lielberze, aber am 1. September kommen 2 Tschekisten und verkünden, daß ich wieder verschickt, beziehungsweise wieder zurückgeschickt werde. Da ich nun schon Erfahrung habe, packe ich mit Umsicht. Ich kann gut russisch, habe auch keinerlei Respekt vor der Obrigkeit.

Werde nach Riga gebracht, in eine Wohnung in der Marijas iela, Ecke Dzirnavu iela. Dort sind schon mehrere Leidensgenossen, unter ihnen Uldis und Guntis Bruveri, Arztsöhne, die 1953 von Sibirien heimgeschickt wurden. Die Mutter ist noch dort und sie nehmen es gelassen.

Ich verlange nach dem Vorstand, will wissen, was ich denn jetzt verbrochen habe. Am nächsten Tag erklärt man mir, es gäbe jetzt ein Gesetz oder Befehl, daß man wieder zurückmüßte. Punktum. Es hätte mir vielleicht der Gesundheitsminister Krauss helfen können, aber der war gerade in Moskau, für eine Woche und wir würden schon bald losfahren. Sonst kann ich auch mit niemandem sprechen.

Mittlerweile sind es mehr geworden. Eines abends werden wir zur Polizeiinspektion gefahren, für eine Nacht, es sei eine notwendige Formalität; am nächsten Tag würden wir wieder zurückgebracht werden. So lernten wir noch ein Gefängnis kennen - ein leeres Zimmer im Keller, ohne Klo. Am anderen Tag fahren wir tatsächlich wieder zurück.

Am nächsten Tag kommen wir ins Zentralgefängnis. Hier wimmelt es vor Leuten, aber ich als Doktor genieße eine gewisse Autorität. Die Frauen haben verschiedene Leiden und ich habe was zu tun, hauptsächlich mit dem Mund. Abends werden Karten gelegt, Geister beschwört und Tische „gerückt“.

Ich weiß nicht, wie lange wir dort waren. Zu essen bekamen wir.

Das nächste im Zug - diesmal richtige Waggon, nur vergittert - direkt komfortabel, sogar aufs Klo kann man gehen. Allerdings steht eine Wache davor. Das nächste ist das Leningrader Durchgangsgefängnis. Dort lerne ich Helge Petss kennen, die Schwiegertochter des estnischen Präsidenten. Sie wird auch zum 2. Mal verschickt, die Söhne sind in Baschkirien gewesen, in einem Kinderlager, nun seien sie daheim bei der Großmutter. Ihr Mann und sein Vater sind in Baschkirien gestorben.

Das Leningrader Gefängnis ist das beste, da kommt am Morgen sogar ein kleiner Verkaufsstand, man kann was zum Essen kaufen. Das Gefängnis in Kirow ist abscheulich, aber da sind wir nur kurz. Insgesamt waren es 5.

Dann - Nowosibirsk.

Diesmal nicht das bekannte Lager, sondern das Übergangsgefängnis.

Weiter im Schiff nach Tomsk. Hier sind wir alle Letten zusammen, die zum 2. Mal verschickt werden.

Das Regime ist nicht streng. Alle warten mit Ungeduld, daß so viele beieinander sind, daß die Fuhre weitergehen kann. Wir befürchten daß der Fluß zufrieren könnte und wir dann hier bis zum Frühjahr festgenagelt würden. Doch es klappt und wir gelangen nach Kargasok.

Irma fällt beinahe um als sie mich sieht, gibt mir ein Nachtlager und zu essen.

Am nächsten Tag suche ich gleich nach Arbeit.

Ich werde nach Kanaskin geschickt, in der Ambulanz zu arbeiten, bis eine Order aus Tomsk käme. Die kommt nach etwa einem Monat, aber der Vorsteher des Holztransportunternehmens in Kanaskin will mich nicht gehen lassen, es ist praktisch für ihn, einen Mediziner bei der Hand zu haben, denn Kanaskin ist 20 km vom Zentrum entfernt, Verbindung ist bloß mit Booten und kleinen Schiffen.

Alle Häuser dort sind auf Pfählen gebaut, bei trockenem Wetter ragen sie hoch empor, aber im Frühjahr und Herbst, wenn der Fluß über die Ufer tritt kann man nur mit dem Boot von Haus zu Haus gelangen. Kanaskin liegt auf einer Insel, die Häuser sind klein, aus Holz, es gibt dort 3 Läden und sogar ein Kulturhaus.

Nach einem Monat also komme ich wieder nach Kargasok, spätabends treffe ich ein, der Fluß ist schon halb zugefroren, das Eis rundherum kracht nur so. Am Ufer, in einem winzig kleinen Häuschen wohnt Frau Blodnieks, die mich in der Nacht aufnimmt. Am nächsten Tag gehe ich zu Irma, hinterlege dort meine Sachen und weiter zur Gesundheitsabteilung. Fange an als Lungenärztin zu arbeiten.

Allmählich gewöhne ich mich an unzuverlässige Mitarbeiter und unhygienische Verhältnisse. Eine Bleibe finde ich bei einer wolgadeutschen Familie, in einer kleinen Kammer, eine Liege paßte rein und es gab sogar ein Fenster. Ich weiß nicht mehr was es kostete, aber das Essen war dabei.

Ins Krankenhaus kommen viele Letten. Alle kommen zuerst zu mir und so lerne ich allmählich alle kennen, weil fast alle mal in die Ambulanz kommen.

Ich helfe wie ich kann. Schicke sie zu Spezialärzten. Es gibt auch Tb Kranke, z. B. Austra Auzina von Limbazi, der ich mit einem Pneu das Leben rette, wir sind heute noch in Verbindung.

Es kommen auch Kinder auf die Welt. Frau Kundzins bekam eine Tochter, zu deren Hochzeit ich nach 20 Jahren in Riga war. Ein herzliches Verhältnis besteht immer noch mit den Familien der Kranken, den Kastins in Limbazi, Tiltins in Ledurga und andere.

Während einer meiner Dienste sterben bei der Geburt Mutter und Kind. Ich habe von der Geburt gar nichts gewußt, die Hebamme in der Entbindungsabteilung hatte gemeint, selbst fertigzuwerden. Ich werde angeklagt. Ich bin verzweifelt, denn ich bin unschuldig. Schließlich werde ich doch freigesprochen. Irgendein Usbeke ist nicht damit einverstanden, mit uns Verschleppten kann man ja alles machen. Auch in den Ärzteversammlungen werde ich angepöbelt, es ist schlimm. Doch dann verteidigt mich der Leiter der Gesundheitsbehörde, aber es vergeht eine lange Zeit, bis ich mich wieder als normaler Mensch fühlen kann, wenn auch nur der 2. Sorte, was wir Verschickten ja alle waren.

Der Chef des Krankenhauses ist ein Jude Namens Mihail Jurjevic Rosengarten, ein Karrierist, möchte sich am liebsten in Rosengartenschwili umbenennen - aber ein recht netter Mensch.

Die Kollegen haben meist schwache Kenntnisse der Medizin. Und so kommt es, daß mancher meiner Vorgesetzten sich Rat bei mir holt.

Als Therapeutin arbeitet Elena Mihailovna Brazu aus Moldavien, sie beneidet mich. Befreundet bin ich mit der Chirurgin Zamatalina, der Augenärztin Tibenko dem Zahnarzt Halevin. Sie laden mich ein, obwohl bei ihnen auch hochgestellte Leute verkehren.

Zu Johanni sind wir Letten beieinander, Petersons, Jansons, die anderen Jansons Alfred und Renate, die ihre Hochzeit in Sibirien feierten; Raimond, der Sohn von Pavlovski, jetzt Direktor eine Kunstkombinates.

Singend gehen wir durch die Straßen, in denen Letten wohnen. Mein Vorgesetzter sagt: „Edwardovna(d.h. Eduards Tochter), heute ist dein Feiertag, du mußt nicht arbeiten!“

Im Sommer werde ich entfernteren Medizinpunkten geschickt, zur Kontrolle und für die Kranken.

Längs des Flusses Vasjugana, die ein Zufluß des Ob ist, gibt es Holzfäller und Flößerbehausungen. Das Zentrum ist in Kargasok und heißt Lessplav. Ich fahre mit einem kleinen Schiff, die Mücken stechen fürchterlich, das Gesicht schwillt an, wie damals bei den Waldarbeiten.

Andere Ärzte könnten sich weigern - ich nicht.

Genau so ist es mit den Winterfahrten. Jeden Tag fahren wir 40 km. Mit mir fährt ein Meister oder Ingenieur. Die Pferde sind gut, in dem Schlitten sind Felle. Frost -20 - 30°. Ich habe einen Hundepelz vom Staat. Die Brille friert sofort zu, weil das Kinn im Schal eingewickelt ist und der Atem sofort nach oben steigt. Ohne Brille sehe ich nichts, will ich sie saubermachen, muß ich es mit der Hand tun, die friert schrecklich, und die Brille ist gleich wieder beschlagen!

Alle 15-20 km ist ein Dorf. Das erste Mal halten wir in Naunaka, auch zum Übernachten. Schon am Abend kommen die Patienten, haben erfahren, daß der Arzt da ist. Ich habe mein Köfferchen mit Medikamenten mit, helfe so gut ich kann.

Am anderen Tag geht es weiter nach Cizapkai, da ist ein Krankenhaus mit 10 Betten.

Bleiben dort einen Tag, jeder in seinem Metier.

Dann kommt Rabocije, am nächsten Tag, nach 35 km Nurolkai, das ist die Endstation.

Da bleiben wir eine Woche, weil von dort aus noch kleinere Orte aufgesucht werden müssen.

Manchmal gibt es Ärger mit den Vorstehern. Es ist festgesetzt, daß man bei mehr als -40° nicht arbeiten darf. Es zeigt sich daß die Temperatur im Dorf und im Wald nicht übereinstimmt.

Die Holzarbeiter wohnen in Baracken, manche haben Häuser gebaut und wohnen da schon lange. Der Verkehr - im Sommer Fluß, im Winter der gefrorene Fluß, bei Bedarf Flugzeug.

Auf einer solchen Fahrten habe ich mir die Füße erfroren, das spüre ich noch jetzt, auch das Gesicht mußte dran glauben.

Lespromhoz, zu dem auch Lessplav gehört ist eine reiche Organisation und wird gut mit Produkten versorgt. Die Löhne sind auch ordentlich. In Nurolk ist eine Schule und eine Ambulanz.

Ganz was anderes erlebte ich auf einer Fahrt 1953. An einem Silvesterabend kam ein Notruf aus einem entfernt gelegenen Ostjakedorf. Die Sanitärin meldete einen schwerstkranken. Wer fliegt? Natürlich ich.

Mit einem zweisitzigem Flugzeug mit einer Trage drin. Es war undicht, das Wetter kalt. Beim Dorf war ein See, dort landeten wir. Wurden von einem Hundegespann erwartet, das Dorf war einige km. Der Mann hatte Urämie und starb am nächsten Tag.

Er wurde nach ihre Bräuchen beerdigt, ich durfte nicht dabeisein.

Im Dorf wohnen fast nur Ostjaken, kleine, dunkle, mit Schlitzaugen, etwa 60 Leute. Von den Russen nur ein Lehrer und Ladenbesitzer und die Sanitärin mit Mann. Der Lehrer allein hat ein Radio. Die Post kommt einmal im Monat, im Winter kommt der Postbote 200 km auf den Skiern, im Sommer im kleinen Kanuboot (Oblasok).

An Feiertagen wird mit dem Flugzeug Schnaps gebracht. Die Ostjaken sind Jäger und Fischer. Sie fangen für den Staat Bären und Füchse, liefern die Felle. Selber essen sie fast nur Fisch, es gibt keine Haustiere, denn ringsherum ist die Taiga. Gärten gibt es auch nicht. In jedem Haus sind rings Regale, dort lagern Säcke mit Zucker, Kartons mit Konfekt, auf dem Ofen Salz und Grütze.

Wenn eine Sendung mit Ware kommt, wird im Großen eingekauft. Der Stoff - eine ganze Rolle, von dem werden dann Vorhänge genäht, Tischdecken, Wäsche, Kleider, Männerhemden. So kann man die Leute zu den jeweiligen Gardinen zuordnen! Die Sprache ist eigen, uns unverständlich. Mit uns redeten sie ein Kauderwelsch. Viele haben Tb und andere Krankheiten. Viele sind von der Jagd verkrüppelt. Der Wald ist ringsum, sie schießen die Eichhörnchen vom Fenster.

Die Leute waren sehr freundlich, wenn in Zukunft jemand ins Zentrum kam, besuchten sie mich immer. Viele Kinder, doch wollte niemand in die Schule gehen.

Ich hätte am Neujahrstag heimfliegen können, aber das Wetter war schlecht und so blieb ich eine Woche.

Schaute mir alle an - Kranke und Gesunde, wir tranken miteinander. Ein Jäger schoß beim Gewehrputzen aus Versehen seiner Tochter ins Hinterteil. Erst ließen sie mich nicht helfen, aber als dann der Mediziner nicht helfen konnte und das Rectum rausfiel, ließen sie mich doch. Wir riefen das Flugzeug, und so kam ich dann auch wieder heim. Das Mädchen wurde gesund.

Einmal konnte ich auch mit einem Hirschschlitten nach Napasa fahren. Ich hatte Angst und der Atem stockte mir. Doch die Hirsche liefen sehr gesittet und folgten ihrem Herren.

In Tima besuchte ich auch Letten. Man fand sie leicht nach den selbstgewobenen Decken, die zum Lüften auf dem Gartenzaun hingen. Ich sagte, das sei die Visitenkarte der Letten.

In einem anderen Jahr mußte ich denselben Weg im Pferdefuhrwerk zurücklegen, das war unvergleichlich länger, wir fuhren mehrere Tage für 400 km.

So lernte ich - dank meines Status als Mensch 2. Sorte - die verschiedensten Leute kennen, verschiedene Lebensumstände, verschiedene Entwicklungsstufen und Auffassungen, was die Moral betraf. Über die Letten kann ich hier nichts Schlechtes sagen, was diese Fahrten anbetrifft.

Unter den Letten gab es aber auch üble Typen, Verräter. Wir hatten auch einen solchen, der blieb nicht lange, soll dann in Lettland als Erpresser tätig geworden sein, ist nun auch schon tot.

So allmählich fing man an nach Tomsk überzusiedeln - der eine zum Lernen, der andere zum Kurieren. Ich erinnere mich nicht mehr, ob wir uns bei der Kommandantur melden mußten, aber ich weiß, daß wir nicht auf das Schiff gehen durften, das von Mai bis September von Nowosibirsk nach Kargasok fuhr. Man hatte doch Bedenken, daß wir verschwinden könnten. Aber uns lockte ganz was anderes und zwar Konserven, Bier und Schleckereien, die man in dem Buffet kaufen konnte.

Das erste Schiff kam meist am 1. Mai, als wir gerade mit Plakaten mit Losungen am Ufer standen. Sofort verschwand alles und das Interesse wandte sich dem Schiff zu, alle liefen ans Ufer, denn das erste Schiff war ein Ereignis.

Wir Letten kamen recht gut miteinander aus. Anfänglich teilten sich die von 1941 und 1949, denn die letzteren waren unvergleichlich besser dran, denn sie hatten viel mitgenommen, sie bauten bald Häuser und hielten Vieh.

1941 waren es mehr „feine“ Leute, war schon arg für die feinen Damen in einer Fischkonservenfabrik zu arbeiten. Aber man gewöhnt sich an alles.

Freilich schlossen sich Gleichgesinnte zusammen und feierten Feste, Jubiläen. Die Kinder gingen zur Schule, lernten gut russisch. Mancher von denen hat jetzt eine angesehene Stellung, z.B. Raimonds Pavlovskis.

Nach dem Tode Stalins merkte man, daß Änderungen bevorstanden.

Chrustschow - wir alle sind ihm dankbar - fing an, uns heimzulassen, das war 1956.

In der Johanninacht hatte ich Dienst und schrieb ein Gesuch an irgend jemand in Lettland.

Um jene Zeit ging ein Zug von Kargasok nach Moskau zur Ausstellung. Ich meldete mich. Als ich Ende September im Urlaub in Tomsk war ging ich zu einer Behörde, um zu erfragen ob ich zur Ausstellung fahren dürfte.

Dort war ein Schreiben eingetroffen, daß ich nach Lettland zurückkehren kann. Ich fing gleich zum Weinen an, der Beamte mußte mich beruhigen.

Hals über Kopf eilte ich nach Kargasok, dort waren die Dokumente noch nicht eingetroffen. Die Erlaubnis hatten noch Alfreds und Renate bekommen, wir beschlossen, miteinander zu fahren.

Die Rückfahrt war lang und beschwerlich, aber es machte uns nichts aus. und am 14.10.1956 kamen wir in Riga an.

Ich meldete mich an der gleichen Adresse an wo beim ersten Mal. Ging sofort zum Ministerium. Der Minister Krauss empfing mich sehr freundlich und schickte mich gleich wieder nach Lielberze, von wo ich verschickt wurde.

Zum Arbeiten fing ich an am 24.10.1956 und arbeite hier noch immer, obwohl ich schon in Pension bin.

Am Anfang merkte man eine gewisse Diskreditation. So wurde eine Anfrage betreffs der Zuweisung eines Status als „Arbeitsveteran“ sogleich abgelehnt, als wenn das wohl eine besondere Ehre gewesen wäre. Später bekam ich diese Benennung und zum 50-jährigen Bestehen des Krankenhauses eine Auszeichnung!

Ja, so ändern sich die Zeiten.

Von meiner Tochter, die ich mit 5 Monaten zurücklassen mußte, erfuhr ich erst als ich 1956 zurückkehrte. Der Hausmeisterin, die immer noch da wohnte hatte ein Bekannter aus Deutschland geschrieben, daß meine Eltern und Tochter auch an dem Ort seien. Sie waren natürlich 1944 aus Lettland weggefahren, sie hatten genug der Kommunisten Werke gesehen.

Und so fingen wir an, einander zu schreiben. Anfänglich über andere Personen, man hatte ja Angst - Verwandte im Ausland !- Ich wollte sehr, daß sie herkämen, aber meine Mutter wollte nicht, mein Vater war 1954 gestorben. Meine Mutter starb 1958 und meine Tochter blieb bei einer Studienfreundin.

Ich sah meine Tochter das erst Mal 1973. Sie kommt jetzt jedes Jahr.

Ich „verließ“ sie 5 Monate alt und sah sie wieder 32-jährig, damals Mutter von 4 Kindern.

Das habe ich übersetzt im August 1995.

Jutta Burkhardt

Erika Krauja

4.5.1912 – 14.3.2007

Wir verabschieden uns von unserer Ärztin Erika Krauja, die im 95. Lebensjahr in ihrer Arbeitsstätte, dem Lungenkrankenhaus Lielberze eingeschlafen ist.

Erika Krauja ist in Aluksne geboren und aufgewachsen. Da sie studieren wollte, ist die Familie in die 200 km entfernte Hauptstadt Riga umgezogen, wo sie im Haus, das der Vater baute, gelebt hat.

Die Verbindung mit Aluksne blieb immer, dort lernte Erika auch ihren Mann, Janis Krauja kennen, der dort in der Armee stationiert war. 1934 bekam Erika ihr Abschlußdiplom des Jurastudiums, begann aber sofort mit dem Medizinstudium, welches ihr Wunschfach war.

Kurz vor dem Schlußexamen wurden Erika und ihr Mann am 14.6.1941 wie auch 15000 andere Letten nach Sibirien deportiert. Frauen und Männer wurden gleich am Bahnhof getrennt, Erika erfuhr erst in den 50-er Jahren, daß ihr Mann bereits 1942 in Solikamsk am Ural erschossen wurde.

Die 5 Monate alte Tochter Jutta durfte bei den Großeltern bleiben, die 1944 Lettland als Flüchtlinge verließen. Jutta lebt in Deutschland und hat eine Familie. Mutter und Tochter haben sich 1973 das erste Mal bewußt gesehen – in Riga – und danach oft. 1988 war Erika 7 Wochen in Deutschland.

1947 ist Erika von Sibirien zurückgekommen, hat in Moskau ihr Medizinexamen gemacht und angefangen in Lielberze als Chefärztin zu arbeiten. Aber 1950 wurde sie erneut nach Sibirien verschickt, wieder in die Gegend von Nowosibirsk, wo sie schon vorher gewesen war.

1956 kehrte sie nach Lielberze zurück und arbeitete seitdem dort mit großem Engagement und vielen neuen Ideen, auf den Lippen immer ein treffendes und energisches Wort.

1996 ging sie in den Ruhestand, hat sich aber weiterhin sehr für das Geschehen in und um das Krankenhaus interessiert.

Ihre liebste Farbe war violett – leider hat Erika heuer die Fliederblüte nicht mehr erlebt.

Geschrieben von den Kollegen in Lielberze